



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bröndsted, K. G.: Niels Glambäk : wie er ein Mann wurde : erster Teil

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

was an zertrümmerten oder halbzertrümmerten Bauteilen und Skulpturen zur Hand war. Seit den achtziger Jahren ist nun die ganze Akropolis gründlich aufgeräumt und bis auf den lebendigen Felsen durchforscht worden. Die zahlreichen Bruchstücke von Kunstwerken, die bei diesen Arbeiten zu Tage kamen, sind jetzt in dem Akropolismuseum gesammelt und aufgestellt worden. Gerade infolge der gewaltigen plötzlichen Zerstörung haben wir also von der ältern attischen Kunst ein genaueres Bild als von den meisten übrigen Kunstperioden. Die Skulpturen des Akropolismuseums machen eben durch ihre herbe Altertümlichkeit, durch das Knospenhafte, Ahnungsvolle, das ihnen, wie den Erzeugnissen aller Vorblütenperioden, anhaftet, einen ganz eignen und reizvollen Eindruck auf den Betrachter. Da ist z. B. ein ganzer Saal voll edler Jungfrauen, wahrscheinlich Priesterinnen, alle prächtig geschmückt in reich gestickten, kunstvoll drapierten Gewändern und mit wohlgedrehten, lang über die Brust herabfallenden Haarsträhnen. Mit freundlich lächelndem Munde schauen sie von allen Seiten aus schmalen, etwas schräg gerichteten Augen auf den Besucher hernieder, sodaß diesem unter dem Kreuzfeuer so massenhafter, bezaubernder, marmorner Liebenswürdigkeit ganz seltsam zu Mute wird. Diese Damen sind übrigens nicht Erzeugnisse der einheimischen attischen sondern der sogenannten Inselkunst, wie sie sich besonders auf Chios ausgebildet hatte, dann aber auch durch Künstler dieser Schule nach Athen und andre Orte Griechenlands übertragen wurde.

(Schluß folgt)



Niels Glambåf

Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Brøndsted

Erster Teil

1



er Zug hielt an der kleinen jütischen Eisenbahnstation.

Der Student Niels Glambåf stieg aus dem Coupé — etwas ängstlich, es könnte jemand sehen, daß es nur die dritte Klasse war —, ging durch den leeren Wartesaal, und wie er auf der andern Seite hinaus trat, war er auch schon auf dem echten, unverfälschten „Land.“

Weithin dehnte sich eine unbebaute, halb mit Gras, halb mit Heidekraut bewachsene Fläche; er trat in den leichten Tau, der vom frühen Morgen noch dalag. Die Luft war von Lerchengesang erfüllt, der Horizont war fern und blau; der Student war noch nie an einem solchen Orte gewesen.

Er sah aus, als habe er es nötig, an einem solchen Ort zu sein, und überdies recht lange; er war ziemlich bleichsüßlich, dazu etwas schmal in den Schultern und aufgeschossen wie ein richtiges Kopenhagener Kind es ist, das nicht einmal eine ordentlich kräftige Kost bekommt; so sah er wenigstens aus. Übrigens konnte es auch von seiner großen Jugend herkommen; die Studentenmütze saß auf seinem

Kopf, als sei sie ein Jahr zu früh gekauft worden, und das Gesicht war noch ganz kindlich und naiv.

Mit dem Bahnhof hing eine kleine Wirtschaft zusammen. Auf der Thürschwelle der Schenkstube saß der Landbriefträger, ein alter Bauer mit einer Ledertasche; er that sich in der Vormittagsonne gültlich und blinzelte schläfrig mit den Augen. Sonst war niemand zu sehen.

Der Student legte seinen Handkoffer und seinen Sommerüberzieher neben sich ins Gras, zog eine Landkarte heraus und begann sie zu studieren, indem er eine wissenschaftliche Miene aufsetzte, um dem Bauern zu imponieren.

Der Weg nach Rödösten? fragte er schließlich, geht der nun nach rechts oder nach links?

Wollen Sie aufs Schloß? fragte der andre langsam, ohne sich zu rühren.

Ja, zu Seiner Excellenz Kammerherrn Huitfeldt von Rödösten, dem Minister. Dies sagte der Student wie nebenher, denn er war ein guter Demokrat. Aber er sagte es doch, denn er war auch nur ein Mensch.

Der Mann schob seine Mütze ein wenig zurück. Wollen Sie vielleicht dort in Dienst?

Dienst? Wieso?

Dann sind Sie vielleicht ein Ferienkind? fragte der Briefträger; man konnte ihm nicht ansehen, ob er grinste.

Ferien! — Der Student richtete sich zornig auf und deutete auf das Studentenzeichen an seiner Mütze. Ich bin Student! Dänischer Student!

Ja, davon weiß ich nichts, sagte der andre umangesochten. Aber wenn Sie aufs Schloß gehn, dann könnten Sie wohl — er kramte in seiner Tasche —, da könnten Sie wohl die Zeitungen hier mitnehmen, dann brauche ich nicht hinzugehn.

Der Student zögerte.

Sie brauchen es nicht umsonst zu thun, sagte der Briefträger schließlich.

Wie können Sie denken, daß ich Bezahlung annehme! Der Student riß die Zeitungen an sich, er war zornig, bückte sich nach Handkoffer und Überzieher und schritt stolz davon.

Warten Sie doch! rief ihm der Briefträger nach. Hier ist auch noch ein Brief an Fräulein Lassen, der muß mit. Er rührte sich nicht von der Stelle, aber der Student ging mechanisch zurück und nahm auch noch, obgleich erbittert, den Brief an Fräulein Lassen in Empfang.

Warten Sie doch! rief der Briefträger noch einmal. Sie möchten wohl nicht ein Glas Bier trinken? Aber nun ging es dem Studenten wie einst Achilleus:

— — — Da entbrannte der Peleion', und das Herz ihm
Unter der zottigen Brust ratschlagte, wankenden Sinnes,
Ob er, das schneidende Schwert alsbald von der Hüfte sich reißend,
Sagen sie sollt auseinander und niederhau den Atriden,
Oder stillen den Zorn und die mutige Seele beherrschen — —

Aber es erschien ihm als das beste, seinen Zorn zu unterdrücken; er zog ein Fünfundzwanzig-Drenstück heraus und sagte stolz mit einem Nachklang aus unzähligen Romanen:

Hier, mein guter Mann, und trinkt auf meine Gesundheit — ich bin nämlich ein Verwandter des Ministers Huitfeldt, ich besuche meinen Onkel. — Aber die Stimme klang unsicher vor befängner, kindischer Gemütsbewegung; überdies schämte er sich — nicht weniger kindisch — über seine Gemütsbewegung. Denn er war ja ein guter Demokrat.

Schnack! sagte der Briefträger und sah dem Studenten nach, der mit langen Schritten auf Rödösten zuwanderte.

Das war ein Hanswurst! sagte er grinzend. Wenn er nur die Post nicht vergißt, der Tasselhans. Ach was, die Excellenz merkt nie etwas, und Fräulein

Lassen kann es ganz einerlei sein. — Rasmus! zwei Flaschen Bier für den alten Boten! rief er in die Wirtshausstür hinein.

2

Die Landstraße nach Rödsten führt in gerader Richtung über die breite hochliegende Ebene, wo Gras und Heidekraut miteinander kämpfen, dann biegt sie scharf nach rechts ab. Sie biegt ab, weil an dieser Stelle das Land so jäh abfällt, daß kein Fahrweg gerade hinunter gelegt werden konnte. Sie zieht sich deshalb so lange am Rande des Hochlands hin, bis sie einen Einschnitt findet, worin sie sich gemächlich abwärts senken kann. Aber an der Stelle, wo sie abbiegt, da sieht man erst, daß diese mit Heidekraut und Gras bewachsene Fläche, auf der man bisher gewandert war, ein richtiges Hochland ist, denn gerade unter einem liegen die weitgestreckten Wiesen und Ackergründe mit ihren Bächen, Seen, Dörfern, Kirchen und Gehölzen, die Niederung, die von alter Zeit her die Rödstener Flur genannt wird, und deren Mittelpunkt das Rödstener Schloß ist, der alte Herrensit der Huitfeldter.

An diesem Aussichtspunkt hatte sich Niels Glambæk ins Gras gelegt und sah unverwandt nach dem Schloßturm hinüber, der dort unten über den Linden des Parks aufragte.

Er trocknete sich die Stirn, während er allerlei wunderlichen Gedanken nachhing, Gedanken der Vergangenheit und der Zukunft; die der Vergangenheit waren kleinlich, verworren, schmerzlich; die der Zukunft neblig und beängstigend.

Aber da lag nun also das Schloß. „Dnkel Huitfeldts“ Schloß.

Wieder trocknete sich Niels Glambæk die Stirn, dann zog er das Butterbrot aus der Tasche, sein Frühstück, das er schon in der Eisenbahn auf der Fahrt durch Seeland hätte verzehren sollen, wo er sich aber geniert hatte; er hatte es dann auf dem Dampfschiff essen wollen, doch da hatte er auch keinen Ort gefunden, wo er allein gewesen wäre. Jetzt war ja kein Grund vorhanden, sich zu genieren, er war auch schrecklich hungrig — aber je länger er auf das Schloß starnte, desto geringer wurde seine Gsluft.

Aber müde war er. Er kroch unter einen Ginsterbusch; in dessen spärlichem Schatten konnte er vielleicht zuerst ein wenig ruhen — na, hier waren ja die Zeitungen (er errötete bei dem Gedanken an den Briefträger); nun wollen wir einmal sehen: die Berlingsche, die Nationalzeitung, Unser Land, die Neue Zeit — was der Tausend! die „Neue Zeit,“ Redakteur Glambæks, seines Dnkels sozialistische Zeitung, hält er die? In der er sich täglich heruntergerissen sieht? Das wird wohl um der Verwandtschaft willen sein!

Er lächelte, aber ohne Lustigkeit. Nun, wir wollen einmal sehen:

„Wir wissen wohl, daß der bevorstehende Sturz des Ministeriums Huitfeldt — wir betrachten den Sturz für ausgemacht — nicht unmittelbar den Sieg des Volks und der Arbeiter bedeutet. Wir nehmen vielmehr an, daß die Krone fortfahren wird, das Faß zu rollen und sich für die Zukunft zu sichern, daß die hervorragenden Nationalidioten des Landes dieses Land regieren werden, das heißt, die Ministergagen erhöhen und mit dem dreieckigen Hut gehn werden, bis nämlich das Volk selbst eines Tages dem Faß den Boden ausschlagen und den Inhalt mit dem Kehrichtwagen hinausfahren wird, samt Krone und Altar und Danebrog und den dreieckigen Hüten. — Excellenz Huitfeldt, der ja ein Pferdegespann mit Bravour soll leiten können, wird wahrscheinlich zu der Zeit Verwendung als Kutscher bei dem genannten Kehrichtwagen finden können.“

Ja, so schreibt Dnkel, sagte der Student nachdenklich. Aber im Prinzip ist es doch richtig, das ist ganz gewiß. Und sieh: „Die Verwandtschaft zwischen dem Redakteur dieses Blattes und dem Herrn Minister Kammerherrn Huitfeldt soll uns nicht hindern, wieder ein Exempel von der Inhumanität dieses Gutsbesizers seinen Bauern gegenüber anzuführen . . .“

Das paßt nun gewiß nicht, sagte der Student und runzelte die Stirn ein wenig. Aber die Sache selbst, fügte er hinzu und nickte, die Sache selbst ist doch gut.

„. . . Tyrannei der Rechten auf Schloß Rödsten.“

Hm. — Aber es ist doch ein gut redigiertes Blatt, das des Onkels.

Es kann übrigens nicht gerade angenehm für — hm — für Onkel Huitfeldt zu lesen sein. Es ist auch wirklich nicht sehr angenehm für mich, mit dieser Zeitung zu kommen, wo ich doch Gast bin. Nun, wir müssen wohl weiter. Und was er wohl eigentlich von mir will? O je! rief er und sah hinab auf das Schloß und das reiche Land rings herum.

Wo die Landstraße die erwähnte Biegung macht, wird ihre Richtung von einem schmalen Fußpfad durch Heidekraut und Ginster und allerlei Buschwerk den Abhang hinab fortgesetzt; dieser Fußweg scheint gerade auf Rödsten zuzuführen. Der Student schlug ihn ein, und nach etwa dreiviertel Stunden kam er durch ein Thor in die mächtige Kastanienallee, die auf der einen Seite den Park oder Garten von Rödsten abgrenzt. So tief war der Schatten unter diesen alten Bäumen, daß er einen Augenblick fast wie blind war, als er direkt aus dem hellen Sonnenschein hineintrat. Aber auch vom andern Ende der Allee strahlte das Licht zwischen den dunkeln Stämmen der Kastanien herüber wie durch ein riesiges Gitter; dort lag eine mächtige Rasenfläche in Sonnenschein gebadet, und hinter dieser sah man das Schloß selbst wieder, die braunen massigen Mauern, den dicken Turm, die Brücke über den noch erhaltenen Teil des Burggrabens — ein Stück alte dänische Geschichte.

Ich hätte gewiß auf der Landstraße bleiben und den richtigen Weg hereinkommen sollen, dachte der Student bekommen. Vorläufig warf er sich unter einen der Kastanienbäume, das Gesicht der leuchtenden Rasenfläche zugekehrt. Wie einsam es hier war, wie groß und still! Es stimmerte einem vor den Augen vor lauter Sonnenschein und saftigem Grün.

Er hörte ferne Flötentöne, die nicht aus dem Schloß zu kommen schienen; weiche, melodische Töne — wer war wohl hier draußen und spielte in dieser großen Einsamkeit? — ein Pan im Walde — nun etwas ferner, nun etwas näher — eine unbestimmte Angst — ein Flichenwollen — eine Lähmung des Willens und der Glieder — nun keine Angst mehr, sondern ein süßes Ruhegefühl; die Töne und das flimmernde Grün schmelzen wonnig zusammen, die Kastanie neigt ihre gefingerten Blätter über seine Stirn:

Schlafe du, schlaf in dem sommerlichen Mittag, du müder Junge! Raste und schlaf, du Armer, verschlafe, was da kommen wird, verschlafe alles miteinander!

3

Ein Vierteljahrhundert vor dem Beginn dieser Erzählung trug sich ein Ereignis zu, das noch heute in frischer Erinnerung ist, und mit dem die alte Stiftsdame von Schreckenhorn bis zum heutigen Tage herumreist, es auf allen Herrenhöfen erzählend . . . Nein, es ist wahr, sie ist ja nun endlich tot, die alte Stiftsdame, obgleich kein Mensch glaubte, daß sie wirklich jemals sterben könnte; sie starb an einem Krampfanfall auf Stenslykkegaard, und niemand weinte ihr nach, als ihr kleiner Seidenpudel Ami — na, ihre Geschichte lautete also folgendermaßen:

Die verstorbne Frau Prokurator Glambäl also — der Bruder Knud nannte sie immer die „verstorbne,“ weil er und seine Familie sie verstoßen hatten — ging damals, als sie noch Mathilde de Huitfeldt hieß — nicht von denen von Rödsten, sondern von der Seitenlinie der Söholmer —, sie ging also hin und verliebte sich in den Hauslehrer ihrer Brüder, wissen Sie. Sie war ja mit Karl verlobt — dem von Rödsten —, der, wie Gott und alle Welt weiß, noch heute mit seinem Herzenskummer herumgeht bis an sein Ende. Aber sie war und blieb eine Gans. Aber schön war sie, sie hatte das Huitfeldtische „Aix,“ wissen Sie, und dann ein Paar Augen! Man nannte sie die „schöne Mathilde,“ das thaten alle Herren, oder „die Fliege.“ Es war nichts Böses an ihr, das ist ja nie der Fall bei dieser Art von Menschen, nichts weiter als Thorheit und so. Wir alle, die wir in jener Zeit nach

Söholm kamen, verwunderten uns sehr, daß man den Hauslehrer genommen hatte; er war eigentlich nicht einmal hübsch, aber uns jungen Mädchen — ja ich war damals erst in den Vierzignern — uns imponierte seine Verehrsamkeit; er hatte es ja mit dem Radikalismus und so. Lieber Gott, die ganze Familie Glambæk gehört doch zu den Roten — der Bruder wurde ja später Redakteur der Neuen Zeit, aber schlimmer war es doch, als eines schönen Tags — aber es sind ja Kinder hier, das sollte nicht sein, wenn Erwachsene miteinander reden —, nun, man weiß ja auch nichts, aber nun sollte es auf einmal der Radikale sein und nicht mehr Karl, und die alte Kammerherrin fiel aus einer Ohnmacht in die andre, aber was kann das nützen, wo die Kinder heutzutage so sind, und Karl saß mit seinem Herzenskummer auf Rössen — und so jung ich auch damals war, sagte ich doch oft und immer wieder zu der Kammerherrin dasselbe, was ich Ihnen, meine Gute, nun auch sage: Wir müssen die Zeit sich austoben lassen, es nützt nichts, dagegen zu löcken, und dann führte ich ja ein Beispiel an und kam auch mit dem Skandal auf Charlottenhof, der damals gerade ruckbar wurde, und das munterte sie ja ein wenig auf, die Ärmste. Der Vater dagegen, Espen de Huitfeldt, der war ja ganz von seinem Kummer hingenommen, und man durfte ihm nicht zu nahe kommen, er entwickelte sich zu einer äußerst widerwärtigen Persönlichkeit und überfiel mich und seine Frau und sagte, ich sei eine Klatschbase, nun bitte ich Sie! Aber ich ertrug es ja, denn Söholm war in vieler Hinsicht ein sehr angenehmer Aufenthalt. Aber später, als dann auch noch das andre dazukam, da nahm es die Wendung, daß er den Mund nie wieder zu etwas anderm aufthat, als daß er sie verfließ und sie die „Verstorbne“ nannte; das thaten er und Knud zusammen, und dann starb er am Ärger, und Knud bekam alle Güter, und sie keinen roten Heller. Aber Mathilde und er, der Glambæk, heirateten auf nichts hin in Kopenhagen, wo er Prokurator wurde, und sie sollen wie die Turkeltauben gelebt haben, bis der andre dazu kam. Ja, das ist ja eine nette Geschichte! Aber bringt doch die Kinder zu Bett, man sollte Kinder nie so spät aufsein lassen; gute Nacht, süßer Adolf, gute Nacht, süße Jnger — sie wird ein hübsches Mädchen, wenn nur der unglückliche Rücken nicht wäre, aber ich sage immer: Gottes Wille, ja das ist ein großer Trost, und eure Mutter kommt schon noch und betet euer Abendgebet mit euch, na jetzt geht nur! Ja, Frau Sternhjem, ich habe Kinder sehr lieb, könnten Sie es nicht einrichten, daß sie wegbleiben, wenn wir so behaglich beisammen sitzen und plaudern? Aber nun also Mathilde; es vergingen sieben Jahre, und sie bekamen keine Kinder; von ihr kann ich es mir gar nicht denken, deshalb muß der andre Teil daran schuld sein, es giebt ja solche Büchermenschen, ja, ich weiß ja nichts davon; oder von . . . hm ja — ja, Gott bewahre uns vor Klatschereien, ich habe meine ganze Weisheit von meiner Jungfer in Ballöe. Sie seien auch schrecklich arm gewesen, aber dann kam doch noch ein Junge. Ja, liebe Frau Sternhjem, das kann ich Ihnen nicht sagen, darauf lasse ich mich um keinen Preis ein, aber die Jungfer sagt, es sei sein eignes gewesen, und ich will es hoffen. Aber das ist sicher, daß die Litteratur viel daran schuld war. Denn wenn sie die ersten sieben Jahre bei ihm ausgehalten hatte, wo nichts kam, und nachher noch zwei Jahre mit dem Kind und allem miteinander, dann sollte sie nicht gleich davon laufen, bloß weil sie einen von diesen Romanen in die Hand bekommt. Die Jungfer sagt, einer sei es besonders gewesen, der die „Puppenstube“ oder so ähnlich hieß, von dem droben in Norwegen, dem Jonas Ibsen. Ich lese nie Romane, was könnte das nützen, es giebt ja Skandale genug um einen in Ballöe. Aber da war also diese „Puppenstube,“ die wirkte so auf sie, sagte die Jungfer, daß sie sich plötzlich von der ganzen Geschichte los sagte. Und wir wollen uns nicht haben, Frau Sternhjem; wenn man einen brustkranken Mann hat, der gepflegt werden muß, und überdies einen zweijährigen Jungen, der daliegt und schreit! Aber es giebt etwas, was Pflicht heißt; ja, es nützt nichts, Frau Sternhjem, in diesem Punkt gebe ich nicht nach, wie Sie auch nie sehen werden, daß ich mich

von Ballöe lossage, diesem Jammerthal, obgleich, wahrhaftigen Gott, Grund genug dazu da wäre, so wie die Menschen dort sind!

Na, wollen Sie nun hinein und mit Ihren Kindern beten — ich meine übrigens, Sie könnten es die Bönne thun lassen, deshalb hat man sie ja. Ja, ich wollte nur noch von Mathilde sagen, daß sie im Ausland — dort lebt sie natürlich von ihren Bekanntschaften und dergleichen —, da soll sie mit einem Maler oder Luftspringer, oder was er sonst war, nun bitte ich Sie! herumgereist sein und nach Paris und Amerika und gar nach Spanien gekommen sein; da ist sie gestorben, sagt die Jungfer, und der Mann daheim war an allen seinen Gebrechen gestorben, und von dem Jungen weiß niemand, wo er geblieben ist.

So war es gekommen, daß sie sie auf Söholm enterbt hatten, und nun gehn Sie nur zu den Kindern hinein, da Sie doch dastehn und zappeln, und seien Sie froh, daß Sie einen Mann haben, dessen Vergangenheit Sie nicht kennen, danach müssen Sie ihn ja nicht fragen!

4

Aber da, wo die Weisheit der Stiftsdame zu Ende ist, da fangen wir an. Denn der kleine zweijährige Junge, das war der Niels Glambæk, der nun unter den Kastanienbäumen seines hochseligen Geschlechts lag und schlief.

Sein Leben war traurig genug gewesen. Der Bruder seines Vaters, der Redakteur der „Neuen Zeit,“ hatte sich auf seine Weise des Elternlosen angenommen und ihn hauptsächlich mit demokratischem Haß erfüllt, so weit den so ein kleiner Kerl in sich aufnehmen konnte. Aber sobald wie möglich befreite sich der Redakteur von weitem Verpflichtungen und der Verantwortung Niels gegenüber, denn mit dessen Vater, dem Prokurator, hatte er auf keinem intimen Fuß gestanden, und die Mutter hatte ja zu der „Aristokratie“ gehört. Der Hauptgrund aber war wohl der gewesen, daß der Redakteur nicht erwartet hatte, aus dem Jungen ein politisches Werkzeug machen zu können. — Nun war er doch Student geworden, wohnte in Regensen, dem akademischen Stift, und studierte Jura. Von dem, was man die „Welt“ nennt, hatte er übrigens nicht viel gesehen, als den äußerst demokratischen Umgangskreis des Redakteurs Glambæk. Man hatte in diesem Hause immer viel zu thun, oder was sonst im Wege war, als daß man für eine solche Unbedeutendheit wie Niels besondere Aufmerksamkeit hätte übrig haben sollen. — Von der Huitfeldtschen Seite hörte man natürlich nie ein Wort.

Es war während des politischen Provisoriums, daß Redakteur Glambæk anfang, mit der „Neuen Zeit“ in die Höhe zu kommen; als später Karl Huitfeldt auf Nöbsten, ein Better von dem auf Söholm, einer der leitenden Männer der Rechten wurde, wurde er täglich in der „Neuen Zeit“ auf die heftigste Weise verfolgt. Es ist möglich, daß der Name und das Unrecht, das von da vermeintlich über die Glambæks gekommen war, die Feder des Redakteurs gespitzt hatte. Dem widerstreitet nicht, daß derselbe Redakteur Wert darauf legte, auf die „Verwandtschaft zwischen den Glambæks und den Huitfeldts“ zu pochen. Von ihm kam es auch her, daß Niels gewohnt war, „Onkel Huitfeldt“ zu sagen.

* * *

Die Stiftsdame von Schreckenhorn auf Ballöe hatte ihr Nachrichtenwesen so eingerichtet, daß alle Skandalgeschichten und Merkwürdigkeiten, die sich auf den Herrenhöfen ringsum im Lande zutragen, unmittelbar zu ihrem Ressort gehörten, von ihr persönlich während ihrer ununterbrochenen Sommerreisen von einem Gut zum andern aufgespürt und verbreitet wurden; sie glaubte sich mit dem halben dänischen Adel verwandt. Dagegen hatte sie ihrer „Jungfer“ sozusagen das Kopenhagener Departement übertragen, das heißt das, was sich von den Kümmernissen dieser Familien in der Hauptstadt verbarg: das Leben der Söhne oder der Chemannner dort, heimliche Liaisons, Geldangelegenheiten, obskure Existenzen und dergleichen; denn die

Jungfer war selbst von Kopenhagen und hatte die besten Verbindungen dort. Die geringste Mühe hatte unsre Stiftdame von ihrem dritten Departement, das das lokale Wallövesche war; dieses besorgte sich nämlich von selbst durch das Ausspionieren der Familien untereinander.

Zu dem Zeitpunkt, wo unsre Geschichte beginnt, hatte die Stiftdame gerade eine pikante Nachricht durch die Jungfer erhalten, also von dem Kopenhagener Departement. Die Nachricht war von einer solchen Natur, daß die Stiftdame sich veranlaßt gesehen hatte, sie Seiner Exzellenz Karl Guitfeldt auf Höbsten schriftlich mitzuteilen (indem sie sich zugleich bei ihrem lieben Verwandten für Ende des Sommers zu Besuch anmeldete).

Die Mitteilung der Dame hatte auf Seine Exzellenz wieder die Wirkung, daß er mehrere Tage lang augenscheinlich unruhig und nervös war und hierauf einen Brief absandte an „Student Niels Glambæk, Regensen, Kopenhagen“ mit der freundlichen Einladung, in dem herannahenden Sommer einen Ferienbesuch auf Höbsten zu machen. Hinzugefügt war eine Entschuldigung wegen der „vielleicht auffallenden Zuschrift,“ sowie dafür, daß der Minister außerdem um Aufschub der Erklärung bitten müsse, bis sie sich sehen würden.

Dieses Schreiben von dem sozusagen ersten Manne des Landes versetzte, was ganz begreiflich ist, den kleinen Regensianer in ziemliche Aufregung, besonders da er geglaubt hatte, daß sein Dasein der Exzellenz ganz unbekannt sei. Sein erster Impuls war, den Brief seinem Zimmergenossen zu zeigen und unter den Bewohnern des Stifts etwas neidische Bewunderung hervorzurufen; der nächste dagegen ein rasches Verbergen des Briefes. Denn auf irgend eine Weise mußte er wohl in Verbindung mit seiner Mutter stehn, und es überkam ihn immer wie Angst und Scham, wenn er an sie dachte, Angst und Scham und Zorn, die allezusammen förmlich zum Eckel wurden. Aber er hatte ja durch lange Gewohnheit die Fähigkeit erworben, das von sich weg zu schieben, wenn es über ihn kam, und an andre Dinge zu denken.

Zuerst, als er noch ganz klein war, da hatte er ja geglaubt, daß Onkel Glambæk und Tante Petra sein Vater und seine Mutter seien. Daran konnte er sich nun kaum mehr erinnern, und er fand es sonderbar, daß er überhaupt so etwas hatte denken können. Später bekam er dann zu hören, daß sein rechter Vater und seine Mutter tot seien. Tante Petra selbst hatte es ihm gesagt; er konnte sich noch gut daran erinnern, es kam in Verbindung mit Klagen über die großen Ausgaben für Schulbücher, damals, als er in die Lateinschule kam — aber es hatte keinen andern Eindruck auf ihn gemacht, als daß er alsbald bei sich gedacht hatte, nun habe er also nicht länger die Verpflichtung, Tante Petra zu lieben; und das war eine Erleichterung gewesen.

Darauf in der Schule, da fühlte er es auch nicht weiter, außer dann, wenn alle andern Jungen doch von ihrem Vater und ihrer Mutter sprachen, und wenn sie Geburtstag hatten, meist etwas Gutes mitbrachten, was die Mutter ihnen aufs Brot gestrichen hatte, oder wenn sie mit einem Herrn auf der Straße zusammentrafen, und das war dann der Vater, und sie freuten sich und liefen zu ihm hin, und er lachte und sagte: Mein Junge! — oder wenn einer am Sonntag einen herrlichen Ausflug in den Wald machen durfte, und das war mit Vater und Mutter. —

Nein, wo es eigentlich weh zu thun begann, das war da, wo sie anfangen, über seine Mutter zu reden. Er konnte sich gut erinnern, was sie so ungefähr gesagt hatte, das Dienstmädchen Rasmine, aber verstehen hatte er es damals nicht können, und als er dann Rasmine am nächsten Tage gefragt hatte, da hatte sie vor ihm und vor Tante Petra gelehnet, daß sie etwas gesagt habe. Aber schon damals war etwas dabei gewesen, was weh that.

Und dann kam die Zeit, wo er anfang zu fragen. Es war wie eine Krankheit bei ihm, daß er fragen mußte. Alle und jedermann fragte er, und das war die

schlimmste Zeit, von der er wußte. Denn einige sagten etwas halb, aber die meisten sagten gar nichts oder nur dummes Zeug. Aber unter denen, die nichts oder nur dummes Zeug redeten, waren wieder einige, die ihn betrübt ansahen, während sie vor ihm standen, und das war das allerschlimmste, denn da kam das, was richtig weh that, besonders wenn sie verlegen wurden und stotterten und thaten, als ob es ein Scherz sei, und ihn doch in Wirklichkeit bemitleideten. In der Zeit lernte er, daß man den Leuten mehr an den Augen absehen müsse, was sie meinten, als daß man auf ihre Worte hörte, und je mehr Tante Petra ihm das Fragen verbot, desto mehr fragte er, bis er eines Tages ganz krank davon wurde, und das ging so zu:

Niels mochte ungefähr zehn bis elf Jahre alt sein, da war in einer der obern Klassen ein Knabe, der herumging und den Kameraden die Bedeutung einer Menge von Wörtern und Ausdrücken beibrachte, und da gab es viel Spaß und Gelächter unter einem Teil der Jungen und viel Gemeines in ihren Reden. Da hörte Niels auch die Bedeutung der Worte, die das Dienstmädchen Kasmine damals über seine Mutter gesagt hatte; aber erst, als er allein von der Schule heimging, verband er das eine mit dem andern. Und da überkam ihn eine solche Angst und ein solcher Ekel, daß er dachte: Wenn ich nun nicht jemand finde, dem ich mich anvertrauen kann, dann werde ich krank. Und im vordersten Zimmer saß gerade Tante Petra, und er sah sie an, aber schließlich ging er doch an ihr vorüber; dann ging er durch das Wohnzimmer nach der Thür von Onkel Glambäls Kontor, aber da waren Leute drin; dann ging er in sein eignes Stübchen — das heißt, hinter dem Wohnzimmer war ein kleiner Raum unter der schrägen Wand geschaffen worden, da legte er sich auf sein Bett, denn es war sonst kein Platz da. Bald nachher hörte er, daß drin im Wohnzimmer zu Mittag gegessen wurde, und schließlich sagte der Onkel: Wo ist Niels, ist er nicht heimgekommen? Und Tante Petra sagte: Doch, er ging vorhin durchs Zimmer, aber wo er jetzt ist, weiß ich nicht. Und das Mädchen sagte: Ja, er ging in sein Bett. Und da wußte Niels, daß nun jemand zu ihm hereinkommen mußte, denn er war ja richtig krank.

Das war damals; aber später hatte er es sich ganz abgewöhnt zu fragen. Und als Onkel Glambäl viele Jahre später von selbst kam und ihm alles von der Mutter erzählte, so wie es war, da machte es keinen weitem Eindruck auf ihn, er hatte es ja schon lange gewußt. Da hatte er sich auch die Fähigkeit erworben, die Gedanken wegzuschieben, wenn sie kamen. Sie meldeten sich immer mit der alten erstickenden Angst und dem Jammer und der Scham und dem Drang zu weinen; aber wenn er sich dann verhärtete und dachte: So eine, die von ihrem zweijährigen Kinde wegläuft, das ist keine Mutter — dann half es.

Das Neuste, was Onkel Glambäl ihm mitgeteilt hatte, war — wie es auch immer mit seiner Mutter sein möchte —, von ihrer Familie hätte er jedenfalls Unrecht erlitten; sie hätte kein Recht, jemand zu verstoßen der Fehltritte der Eltern wegen, die in den obern Klassen ganz allgemein wären; er dürfe jedenfalls nicht darunter leiden; deshalb sei er verpflichtet, zuerst die Söhlmexer und dann den ganzen Namen Suitsfeldt zu hassen, aber auch die Aristokratie im allgemeinen, die Rechte, die Besitzenden, die Regierung — das sei die Lehre.

Aber die andern haben mir doch nichts gethan! sagte Niels.

Aber sie hängen doch alle zusammen! rief der Onkel fanatisch.

Niels meinte ja auch, daß der Onkel Recht habe — gewissermaßen —, konnte aber doch nicht so recht verstehn, warum er so viele hassen sollte.

Und der Redakteur gab ihn auf, als einen, der nicht zu einem politischen Werkzeug gemacht werden könnte.

Nachdem Niels die Einladung der Erzellenz einige Duzend mal durchgelesen hatte, ging er ein paar Tage darauf mit ihr zum Onkel.

Dieser sah das adliche Siegel und bekam gleich einen roten Kopf. Er überflog rasch das Geschriebne und rief dann mit einer großartigen Handbewegung:

Antworten nicht darauf!

Warum sollte ich nicht antworten? Das wäre ja eine Unhöflichkeit.

Unhöflichkeit? Es giebt nichts, was Unhöflichkeit heißt. Die feine Sippchaft muß überall niedergeschlagen werden, eine andre Höflichkeit schuldet man ihr nicht.

Hm, sagte Niels.

Hierauf nahm der Redakteur den Brief und las ihn noch einmal durch. Diesmal blinzelten die scharfen grauen Augen, und ein leichtes, zufriednes Lächeln erhellte einen Augenblick sein Gesicht. Ah! „Dnkel Guitfeldt!“ flüsterte er wie jemand, der bei einem andern eine Entdeckung gemacht, ihn moralisch gefangen hat.

Verstehst du, was er will? fragte Niels eifrig.

Ja, antwortete der Redakteur großartig und schwieg.

Ist es vielleicht — fuhr Niels nach einer Pause fort —, ist es vielleicht das — hm — das große Unrecht, und daß du glaubst, daß er es wieder gut machen wolle? Glaubst du das?

Der Redakteur lächelte spöttisch, ohne auf einen so unmöglichen Gedanken zu antworten.

Na, sagte Niels, es kommt ja allerdings auch nicht von denen auf Söholm, sondern von Röösten. Soll ich hingehn, Dnkel?

Aber dieser antwortete nicht gleich. Er hatte sich in Betrachtungen verloren, die nicht unangenehm für sein Selbstgefühl waren. Natürlich, dachte er, bin ich es, um den es sich handelt. Dem Herrn Minister ist endlich bange vor mir geworden. Er will mir Freundlichkeit erweisen, die „Neue Zeit“ entwaffnen. Ja, ich will ihn lehren!

Diese letzten Worte wurden laut und mit einem Lächeln gesagt, und in Wirklichkeit nahm er sich vor, diese Einladung als einen politischen Zug gegen die Exzellenz zu benutzen; es sollte veröffentlicht werden, auf welche Weise der Minister vergeblich versucht hätte, den Redner der Demokratie zu entwaffnen und zu bestechen.

Soll ich hingehn? wiederholte Niels.

Der Redakteur sah, in seinem Gedankengang unterbrochen, auf; aber an dessen Statt stellte sich gleich ein neuer ein.

Hingehn, hingehn, wiederholte er mechanisch und strich sich über das Kinn; das heißt, es sollte mechanisch aussehen, aber in Wirklichkeit suchte er nur Zeit zu gewinnen. Er war ein schnell entschlossener Mann, aber diesesmal war er gegen seine Gewohnheit unsicher, denn, wie gesagt, ein neuer Gedankengang kreuzte sich mit dem vorigen. Dieser neue war nicht weniger menschlich als der andre, und unter seinem Einfluß verweilten die Blicke des Redakteurs auf dem Neffen; er taxierte gleichsam dessen Person, er fand ihn hübsch, ja recht einnehmend, er hatte etwas Feines, was vielleicht dazu angethan war, Gunst zu gewinnen — und wenn nun — wenn nun —

Wähle selbst, sagte der Redakteur.

Ja — dann — möchte ich allerdings am liebsten reisen, sagte Niels und erwöte ein wenig.

Der Redakteur hatte diese Antwort vorausgesehen, aber er machte eine großartige Handbewegung, die sagen sollte, daß ein etwaiger unglücklicher Ausfall über das Haupt des andern kommen solle.

Als Niels sich dann verabschiedete, machte der Redakteur für sich eine kleine Handbewegung, die bedeutete: Wenn aber etwas Gutes daraus erfolgt, dann soll es bei Gott mein Vorteil sein!

Nachdem sich Niels also entschlossen hatte, zu reisen, beging er trotzdem eine Unterlassungssünde, die nur der verstehn kann, der entweder selbst viel mit jungen Leuten zu thun gehabt hat oder sich lebhaft daran erinnert, wie er selbst als junger

Mensch gewesen ist: er vergaß der Erzellenz zu antworten und sich zu bedanken. Oder besser gesagt, zuerst schob er es von Tag zu Tag hinaus, weil er nämlich nicht wußte, mit welchem Titel diese vornehme Person angeredet werden mußte, und sich schämte, andre deswegen zu fragen, und nachher — vergaß er es.

Und das widerspricht durchaus nicht dem, daß er sehr erfüllt war von dem, was bevorstand, und sich zugleich darauf freute und Angst davor hatte, sowie daß er sich nach bestem Vermögen ausstaffierte. Das „beste Vermögen“ bedeutete nun nicht gerade viel.

Jetzt war er also im Rüdftener Park und kam sowohl unangemeldet wie auf einem Hinterweg.

Und vorläufig schlief er süß unter einem Kastanienbaum.

6

Ein fortgesetztes durchdringendes Bellen und Heulen in seiner unmittelbaren Nähe drang schließlich an sein Bewußtsein. Er fuhr auf und wurde eines häßlichen Anblicks gewahr.

Ein Mann stand mitten in der Allee über einen Dachshund gebeugt, den er mit dem linken Arm niederdrückte, während er ihm mit einem scharfen Instrument einen Stich nach dem andern in Hals und Nacken versetzte. Der Mann war ein etwas magerer, ältlicher Mensch von mittlerer Größe. Der Boden war mit Blut bedeckt, das Tier zitterte und winselte noch eine Weile; als es endlich tot war, richtete sich der Mann langsam auf und zeigte ein Gesicht von edeln Zügen, aber von auffallender Magerkeit. Dieses Gesicht wandte er Niels zu — und zwar in einer Weise, als hätte er diesen erst jetzt entdeckt — und sagte:

Man tötet zu langsam mit so etwas — er erhob eine kleine bluttriefende Damenschere —, aber warum nimmt man mir auch meine langen Messer?

Niels sah den Mann sprachlos an. Diese gebildete Stimme war nicht die eines Henkers, dieses Gesicht hatte nicht das Gepräge der Grausamkeit, auch schien es nicht deutlich vom Wahnsinn gekennzeichnet zu sein, aber sicherlich von Leiden und auch von tiefem Kummer.

Als er von neuem sprach, war der Tonfall wieder nicht übereinstimmend mit dem vorigen, denn — auf den getöteten Hund hinabsehend — sagte er langsam mit einem gewissen leblosen Pathos, wie wenn er eine Messe läse:

Cirene. Schlaf in Frieden, armer Tonny. Cirene. Ruhe aus von alledem.

O Pan, nimm Tonny's Seele auf.

Und er repetierte wie in einem Ritual:

Cirene. Ruhe aus von alledem. Pan, nimm Tonny's Seele auf.

Mein Herr — er wandte sich plötzlich an Niels und sprach in der ersten natürlichen Weise —, mein Herr, ich liebte Tonny. Tonny war der Name dieses Hundes. Er liebte ihn auch. (Bei „er“ deutete er auf das Schloß.)

Und darum marterten Sie ihn zu Tode? rief endlich Niels empört und ängstlich zugleich.

Nicht ohne ein gewisses betrübtes Gefränktheit antwortete der Mann:

Zu Tode, ja. Ich schenkte ihn Pan. Mein Herr, Sie sind ein Jünger der Wissenschaft, ich sehe es an dem Emblem Ihrer Mütze, und Sie sollten den großen Plato nicht kennen? Nicht zu sprechen von den mannigfaltigen Stellen im Cicero, nicht zu sprechen von der brahmanischen und sogar von der buddhistischen Lehre; wissen Sie nicht, mein Herr, daß das Leben Leiden ist, und der Tod eine Wohlthat? Ich nenne den Tod: Pan. Pan ist die Ruhe. Pan ist mein Gott, ich bete ihn an.

Niels war es höchst unbehaglich zu Mute; er sagte mit zorniger Stimme:

Aber Sie quälten das Tier vorhin!

Der Mann antwortete mit dem Ton eines ungerecht Angeklagten:

Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nur diese Schere hatte! Ist das meine Schuld? — Übrigens, mein Herr, töte ich nicht alles Lebendige, was ich eigentlich

thun sollte. Ich habe ein weiches Gemüt, ich bin nicht konsequent, ich kann es nicht. Aber — er erhob die Stimme zu tragischem Klang — wenn ich sehe, daß die armen Lebenden den Gipfel des Lebens erreicht haben, die entsetzliche Kulmination, das unvermeidliche Stadium, das wir früher oder später alle erreichen müssen, o, dann bin ich barmherzig, dann schenke ich sie Pan — ja, mein Herr, Sie wissen doch wohl, was ich meine?

Nein, antwortete Niels erschüttert.

Saha, ich dachte es mir. Sie sind gerade so wie die andern. Die Kulmination des Lebens, das Unvermeidliche für uns alle, das ist der Wahnsinn! Ich sah ihn in Tonny's Augen heute morgen, er war wahnsinnig, er hatte diese Kulmination des Leidens erreicht, sein Blick bettelte um die Wohlthat. Ja, mein Herr, ich habe heute drei Wohlthaten erwiesen: einem Kaninchen, einer Taube und nun diesem Tonny. Aber er weiß es nicht. Er ist nicht daheim. — Schlaf in Frieden, ruhe aus von alledem.

Niels war dem Wahnsinn noch nie in dieser Gestalt begegnet, er wich zurück, er eilte die Allee hinunter.

Das hätte er nun nicht nötig gehabt; der Wahnsinnige blieb stehn und betrachtete den toten Tonny mit weicher Zärtlichkeit, zog dann eine Flöte heraus und blies wehmütig darauf. Die Töne klangen hinter Niels, ferner und immer ferner, durch die stillen Gänge des Parks, offenbar war es das Ritual nach der vollendeten „Wohlthat,“ eine Hymne für Pan nach dem Opfer.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Klatsch. Es ist in den Grenzboten wiederholt auf die Versuche hingewiesen worden, die von der unter konservativer Flagge segelnden „Fronde“ seit Jahren immer wieder gemacht werden, dem deutschen Volke das Vertrauen zum Kaiser zu rauben, oder wo es schon gestört ist, nicht wieder aufkommen zu lassen. In den „Hamburger Nachrichten,“ die sich darin immer hervorgethan haben, ist neuerdings wieder — augenscheinlich durch einen ihrer zahlreichen, den obern Gesellschafts- und Beamtenkreisen nahestehenden Hintermänner — ein Versuch in dieser Richtung gemacht worden, der ganz besonders geeignet ist, den politischen und moralischen Charakter dieses Treibens zu zeigen. Der vielleicht überflüssige, jedenfalls ganz harmlose Reporterbericht von der scherzhaften Äußerung des Kaisers zu Krefelder Damen über die Verlegung einer Garnison nach Krefeld wird in einem dem Blatte angeblich „von freikonservativer Seite aus Berlin“ eingesandten Artikel zu dem bezeichneten Zweck in nichtsnußiger Weise klatschhaft ausgebeutet.

Die Krefelder Vorgänge selbst sind in der Tagespresse genügend aufgeklärt worden. Die Stadtverwaltung hat sich seit längerer Zeit bemüht, für Krefeld Garnison zu erhalten, und soll sich bereit erklärt haben, bedeutende Geldmittel für die dazu nötigen Einrichtungen zu opfern. Krefeld ist die einzige deutsche Großstadt, die keine Volksvermehrung aufzuweisen hat, während in andern rheinischen Industriestädten eine rapide Bevölkerungszunahme die Schaffung und Erhaltung ausreichender Garnisonseinrichtungen, wie Kasernen und Exerzier- und Schießplätze, immer schwieriger und kostspieliger macht. Jedenfalls liegen die Verhältnisse so, daß die Verlegung eines Teils der Düsseldorfer Garnison nach Krefeld wahrscheinlich ebenso den Wünschen der Krefelder wie den Interessen des Militärökonus und der Armee entsprechen würde, und es wäre nichts weniger als auffällig, wenn sie, wie verlautet, schon längst von der Militärverwaltung beschlossen sein sollte. Und was macht trotzdem der Mitarbeiter der „Hamburger Nachrichten“ aus der Krefelder Geschichte!

Die „Krefelder Husarengeschichte,“ schreibt er, werde an sich wohl keine prak-